

Die Türkei, der Wetterwinkel Europas, ihre Hauptstadt und ihr Volk

Autor(en): **Kollbrunner, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **189 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

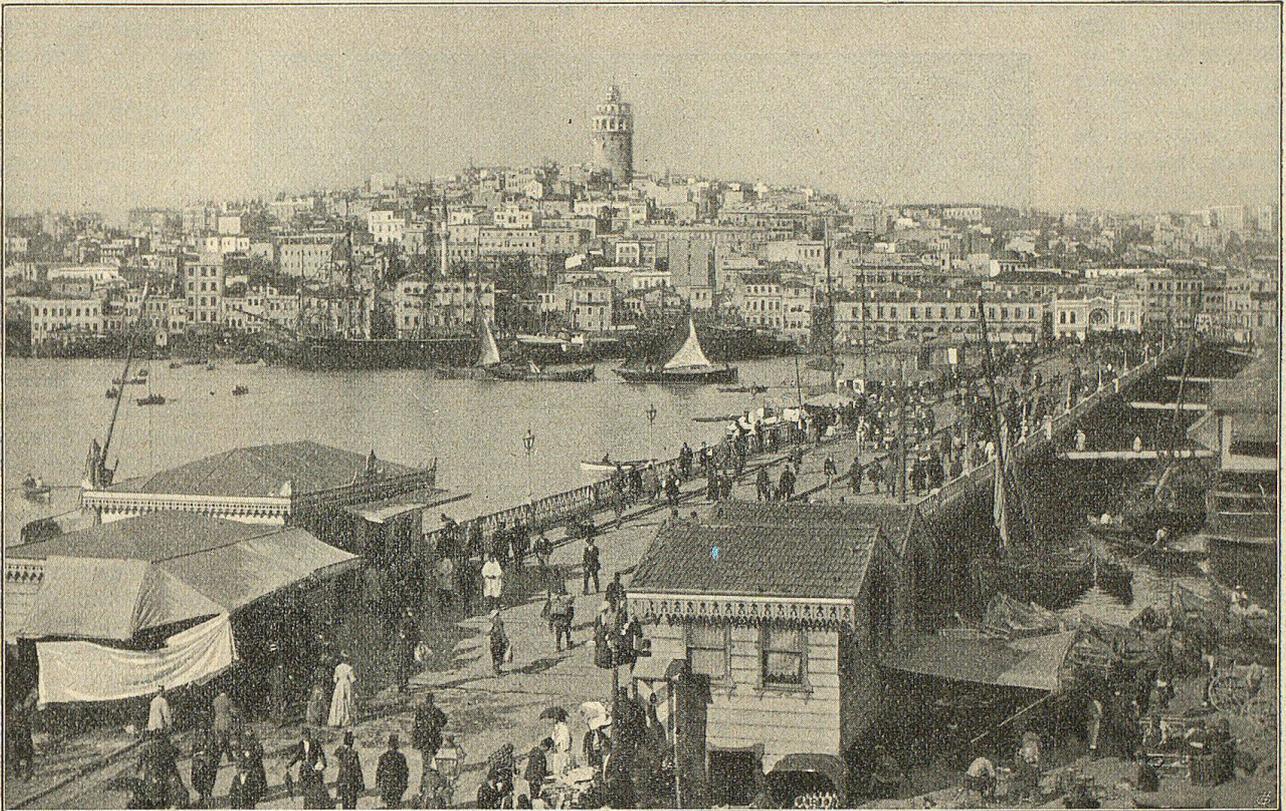
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Türkei, der Wetterwinkel Europas, ihre Hauptstadt und ihr Volk.

Von Ulrich Kollbrunner.

Früher sprach man sehr häufig vom „ranken Mann im Osten“. Damit meinte man den Sultan in Konstantinopel, seine Regierung und sein Land. Vielfach wurde aber die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte auf ganz andere Fragen gelenkt, sodaß man scheinbar vor dem Balkan etwas

Kampfe (1821—29) befreiten sich die Griechen von der türkischen Herrschaft. Am empfindlichsten aber wurde die Türkei getroffen durch die Folgen des russisch-türkischen Krieges. Im Jahr 1878 wurde nämlich durch den Frieden von Santo Stefano und Berlin



Untere Brücke über das Goldene Horn von Stambul nach Galata, früher von hölzernen Pontons getragen.

Ruhe hatte. Allein es wurde da unten plötzlich alles wieder lebendig, und man darf füglich zu der Zeit, da ich diese Zeilen schreibe (Anfang 1909), die Balkanländer einem brodelnden Hexenkessel vergleichen.

Es würde zu weit führen, wollte man auch nur in Kürze die Geschichte der Türken skizzieren. Nach wunderbaren Siegeszügen und Eroberungen kam auch hier nach der Blüte der Verfall, nach der Macht die Schwäche. Hier bloß einige Züge. Murad III., der sich den Thron durch Ermordung von 5 Brüdern sicherte und Mohammed III., der zu gleichem Zwecke 19 Brüder erdroffeln ließ, führten erfolgreiche Kriege gegen Oesterreich und Persien. 1683 belagerten vergeblich 200,000 Türken die Stadt Wien. Mahmud II., der Freund Moltkes, verlor die Schlacht bei Nisib gegen den Vizekönig von Aegypten. In heldenmütigem

die Anerkennung der rumänischen Unabhängigkeit ausgesprochen; ein tributäres Fürstentum Bulgarien geschaffen und damit der bulgarische Staat nach 485 Jahren wieder erneuert; die Unabhängigkeit Serbiens festgestellt; die vollständige Unabhängigkeit Montenegro erklärt; Bosnien und die Herzegowina der militärischen Besetzung und Verwaltung durch Oesterreich-Ungarn unterstellt.

Da sehe man sich auf der Karte den zerstückten Leib der europäischen Türkei an! Im Süden ist Griechenland abgeschnitten. Es fehlen Bulgarien und Ostrumelien zu beiden Seiten des Balkan. Nördlich von der Donau

regiert selbständig ein König über das große Rumänien. Das Land der „Schwarzen Berge“ (Montenegro) hat einen eigenen Fürsten. Serbien bildet ein unabhängiges Königreich. Die Provinzen Herzegowina und Bosnien sollen Oesterreich-Ungarn ganz einverleibt werden. Ungarn bildet einen Bestandteil der habsburgischen Monarchie. . . . Und die Türken standen zweimal vor den Toren von Wien, machten ganz Europa erbeben, trugen Schrecken und Sieg in drei Erdteile.

Jawohl Schrecken. „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, wächst kein Gras mehr“, lautete lange Zeit ein Sprichwort. Zu Tausenden wurden die Besiegten gepfählt. Ein Pfahl wurde mit der Spitze nach oben in den Boden eingerammt, der Nermste darauf gesetzt und langsam durchbohrt. Viele hielten die schreckliche Tortur drei Tage lang aus. (Die Russen sollen einmal, als sie noch Heiden waren, in Philippopol 40,000 Menschen gepfählt haben.) Man zeigte mir in Belgrad den Platz, wo die für die Freiheit kämpfenden, in türkische Hände gefallenen Serben massenhaft gepfählt wurden. Vergessen wir aber nicht, daß auch die Christen unmenschliche Grausamkeiten begingen und ihrem Rachegefühl freien Lauf ließen.

Eine furchtbare Tatsache ist auch der Verwandtenmord zur Sicherung der Dynastie (des Herrschergeschlechtes) oder des Einzelherrschers. Da sieht man nichts von Sohnes- oder Bruderliebe. Im Gegenteil; der Vater erblickt in den Söhnen gefährliche Rivalen, der Herrscher in seinen Brüdern Aspiranten auf den Thron. Daher wurden solche Verwandte unschädlich, ungefährlich gemacht. Gift, Dold, seidene Schnur und Blendung kamen zur Anwendung. Man zeigte mir auf der Insel Prinkipo im Marmarameer ein klosterartiges Gebäude mit vergitterten Fenstern, wohin schon die christlich-byzantinischen Fürsten, später die Sultane die blinden Opfer des Verwandtenblutes schaffen ließen.

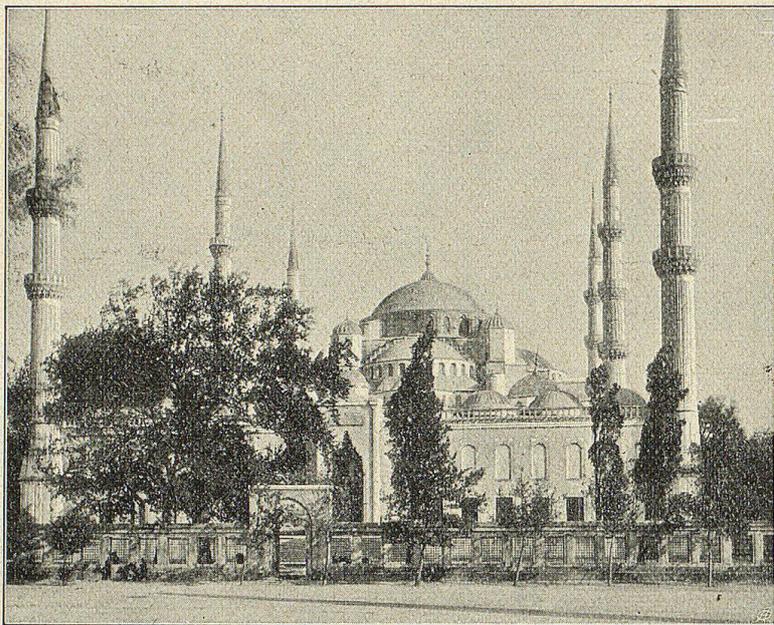
35 osmanische Herrscher haben den Diwan (eigentlich türkischer Staatsrat, türkische Regierung) in Konstantinopel schon inne gehabt. Der gegenwärtige Sultan ist Abd ul Hamid II., ein Freund von Kaiser Wilhelm II. Er kam am 31. August 1876 auf den Thron. Sein älterer Bruder Murad V. war nämlich als wahnsinnig abgesetzt worden. Viele behaupten, er habe sich in den Augen der Strenggläubigen zu frei bewegt; er habe die Formen zu wenig eingehalten; er habe persönlich bei fränkischen (europäischen)

Verkäuferinnen Glacehandschuhe gekauft und andere schwere Sünden begangen. Ein solcher Mann habe also unbedingt verrückt sein müssen.

Abd ul Hamid II. stand anfänglich unter dem Einfluß der Reformpartei. An ihrer Spitze befand sich der wackere Midhat Pascha. Der Sultan gab daher schon im Jahre seiner Thronbesteigung dem osmanischen Reiche eine konstitutionelle Verfassung, wollte also mit dem Absolutismus (Willkürherrschaft) aufräumen. Aber Midhat Pascha fiel als Opfer von Intrigen (Känke); er wurde verbannt, und der Sultan regierte wie seine Vorgänger, nach Laune, Willkür oder nach den Eingebungen mächtiger Günstlinge. Die bösen Folgen blieben nicht aus. Sie zeigten sich schon

während des Krieges mit Rußland (1877/78). Alle Augenblicke wurden Feldherren und Kriegsplan gewechselt; willkürlich griff der Palast in die Kriegsoperationen ein; der Diwan hatte gar keine bestimmte Politik; beständig wechselten die Minister; im Innern zeigte sich Finanznot und Zerrüttung.

Mittlerweile wurde die Reformpartei oder die Partei der Jungtürken oder Jungosmanen immer stärker. Viele junge Türken erwarben sich eben im Abendlande Bildung und sahen dort den Segen einer Ver-



Sultan Ahmed-Moschee, erbaut von Sultan Ahmed I. in den Jahren 1609—1614.

fassung und eines geordneten Staatshaushaltes; aber es war unendlich gefährlich, dies auszusprechen. Die Günstlinge, Blutsauger, Staatsmelker und Schmeichler fürchteten bei einer Aenderung des Systems den Verlust von Stellung, Einfluß und Einkommen. Sie bildeten daher einen Ring um den Sultan, aus welchem dieser nicht herausah. Ueberall zeigten sie das kostbare Leben des Monarchen bedroht und waren eifrig bestrebt, Schuldige und weit mehr Unschuldige zu denunzieren. Mein Freund X. in Konstantinopel zeigte mir am Bosphorus ein geheimnisvolles Schiff mit einem Räuchlein. Dieses Fahrzeug stand immer unter Dampf und ließ Hunderte und Tausende von Anrüchigen verschwinden. Zuletzt waren die Gefängnisse von Syrien und Arabien überfüllt. Es mußte eine kürzere Prozedur eingeschlagen werden, von welcher der schweigsame Bosphorus und das stille Marmarameer zu erzählen wüßten.

Allein die gute Sache bricht sich immer Bahn. Trotz aller Verfolgungen machte das Streben der Jungtürken solche Fortschritte, daß der Sultan plötzlich einlenkte, die gefährlichen Berater und Hoffschranzen entließ und eine

Verfassung einführte. Alle Welt freute sich über diesen Schritt. Es muß einem nur herzlich leid tun, daß er in eine schwierige Zeit hineinfiel. Denn jetzt klopfte es sofort an drei Pforten ans Herz der jungen Türkei.

Der Fürst Ferdinand von Bulgarien erklärte, er und sein Land hätten während der letzten 20 Jahre gezeigt, daß Bulgarien verdiene, mehr zu sein als ein tributäres Fürstentum der Türkei. Er wolle daher in Zukunft als Zar von Bulgarien ein unabhängiges Königreich regieren.

Oesterreich-Ungarn fand, es habe 20 Jahre lang die Herzegowina und Bosnien gut verwaltet und Ordnung und Sicherheit eingeführt, also bewiesen, daß sich diese Provinzen unter seiner Regierung ganz wohl befinden könnten. So erklärte es denn die eigentliche Einverleibung derselben in sein Reich, resp. die Angliederung an Ungarn.

Als dritte Störrenfriede erschienen die Kretenser. Die Insel Kreta steht unter der autonomen (selbständigen) Verwaltung eines griechischen Oberkommissärs, allerdings unter Anerkennung der Souveränitätsrechte (Oberhoheitsrechte) des Sultans. Aber Kreta verlangte vollständige Angliederung an Griechenland, dürfte aber bei den Mächten kaum Unterstützung finden.

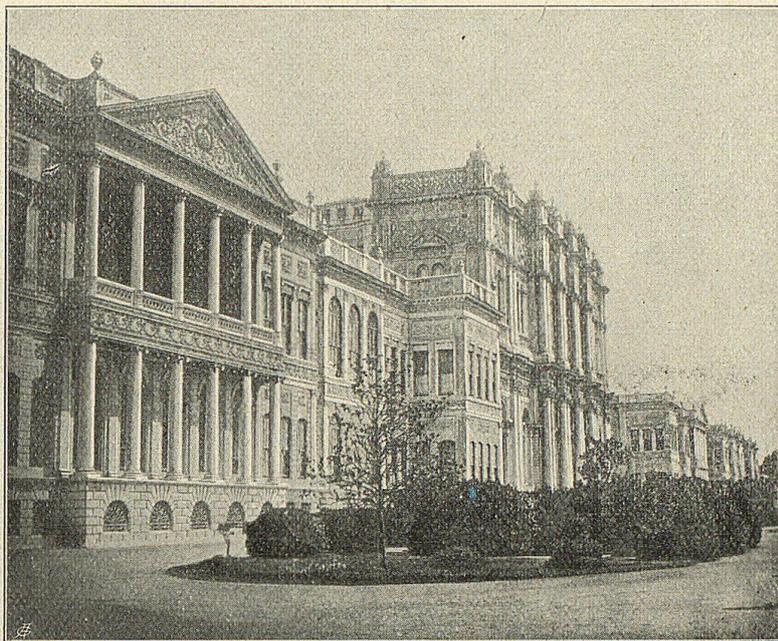
Machen wir nun nach diesem kurzen geschichtlichen Exkurs einen Ausflug in die Türkei. Wir verschaffen uns einen Paß für Serbien, Bulgarien, Rumänien und die Türkei, damit wir uns auch die Nachbarländer ansehen können. Mit einem flotten Zuge fahren wir bis nach Pest, der Hauptstadt von Ungarn, ohne den Wagen wechseln zu müssen. Hernach geht's durch Ungarn hinunter nach Belgrad, der Hauptstadt von Serbien. Dann überschreiten wir den Balkan und erreichen Philippopol, die Hauptstadt von Ostrumelien. Am Südbang des Balkans begegnen wir der Rosenkultur. Kleine Esel sind links und rechts mit Körben und Säcken voll Rosenblätter beladen. Hinter den Ohren tragen sie Rosen; die Mädchen, die sie treiben, sind ganz bedeckt von der Königin der Blumen; selbst der Stab zum Antreiben des Tragtieres ist mit Rosen geschmückt. So weit das Auge reicht, sieht es nichts als Rosenfelder, gerade so, wie es in Ungarn endlose Weizenfelder erblickte. Die Rosenblätter werden in duftigen Trotten gepreßt, ergeben aber eine sehr schmale

Ernte. So kostet denn ein Liter echtes Rosenöl 900 bis 1600 Franken.

Auf unserer Weiterfahrt überschreiten wir die türkische Grenze und kommen nach Adrianopel. Ein hübscher Türke mit Jes kommt in die Wagen hinein, salutiert höflich und fragt in französischer Sprache, ob man etwas zu verzollen habe. Keine Zudringlichkeit, äußerste Feinheit, als wollte er beweisen: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen.“ Aber etwas fällt uns auf türkischem Gebiete doch auf. Links und rechts ist die Linie bewacht von Militär. Auf der Höhe gegen Konstantinopel hin erscheint sogar Kavallerie. In der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni 1891 brachte nämlich eine griechische Räuberbande unter ihrem

Führer Athanasos den Bahnzug bei Tcherkefki zum Entgleisen, raubte die Passagiere aus und entführte vier deutsche Herren der Stangenschen Reisegesellschaft ins Gebirge. Erst nach Erlegung eines Lösegeldes von 250,000 Franken, das der Sultan liefern mußte, wurden die Geiseln freigelassen. Seit dieser Zeit stehen die türkischen Bahnen unter militärischer Bewachung.

Von weitem schon erblicken wir die Kuppeln, Minarets, Paläste und zerfallenen Mauern Konstantinopels und fahren bald erwartungsvoll in der os-



Der Riesenpalast Dolma Bagtche, erbaut von Sultan Abd ul Medschid.

manischen Metropole ein. Die Stadt hat eine ungemein günstige Lage am Bosphorus, Marmarameer und Goldenen Horn. Der Bosphorus ist eine Meeresstraße mit starker Strömung, weil das Schwarze Meer höher liegt, als das Marmarameer. Das Goldene Horn, eine Einbuchtung nach Europa hinein, ist 7 Kilometer lang und bis 60 Meter tief, also wohl der beste Hafen der Welt.

Die Stadt wurde im 7. Jahrhundert vor Chr. von Griechen gegründet und hatte wechselreiche Schicksale. Einmal wurde sie drei Jahre lang belagert, dann eingenommen und in sechstägiger Feuersbrunst vernichtet. Als sie Konstantin der Große statt Rom zu seiner Residenz auserkor, erreichte sie eine Blütezeit und wurde in vierzigstägigen Festlichkeiten eingeweiht (330 n. Chr.). Rom und die Städte Griechenlands und Kleasiens waren ihrer Schätze beraubt worden, um damit die „Glänzende“ am Bosphorus zu bereichern.

Nach Konstantin dem Großen tat am meisten für die Verschönerung der Stadt der Kaiser Justinian (527—565); er schuf u. a. die weltberühmte Sophienkirche. Als im

Jahr 553 in Konstantinopel ein Konzil stattfand, brachten Mönche aus China die ersten Kokons von Seidenraupen, was mit größter Lebensgefahr verbunden war. Die Chinesen machten nämlich jahrtausendlang aus der Erzeugung und Verarbeitung der Seide ein Geheimnis. Es war bei fürchterlicher Tortur und Todesstrafe verboten, Eier oder Raupen auszuführen. So war die ganze damals bekannte Welt genötigt, alle Seidengewebe von den Chinesen zu beziehen.

Eine der furchtbarsten Heimsuchungen erfuhr Konstantinopel im Jahr 1203. Dreißig Jahre vorher hatte nämlich das byzantinische Reich mit der Republik Venedig in Fehde gestanden, und deren Gesandter, der Doge Enrico Dandolo, war beim

Eintritt in den Audienzsaal in Konstantinopel in heimtückischer Weise durch einen Hohlspiegel geblendet worden. Im Jahr 1203 wurde nun der vierte Kreuzzug ausgerüstet. 300 Schiffe und 40000 Kreuzfahrer zogen aus; unter ihnen war der blinde Enrico Dandolo. Allein die Kreuzfahrer zogen nicht nach Jerusalem, um das Grab Jesu Christi aus den Händen der Mohammedaner zu befreien, sondern lenkten auf Veranlassung Dandolo's ihre Schiffe gegen Norden, eroberten,

plünderten und verwüsteten Konstantinopel und schändeten die Kirchen und Kaisergräber, während sie das christliche Zeichen des Kreuzes auf ihren Mänteln trugen.

250 Jahre später wurde die Stadt von den Türken eingenommen und blieb in ihrem Besitze bis zum heutigen Tage. Sie zerstörten die christlichen Kirchen oder verwandelten sie in Moscheen. Dieses letztere Schicksal erfuhr die wunderbare Sophienkirche, die Agia Sophia. Der Kaiser Justinian, ihr Erbauer, hatte einmal einen sehr gefährlichen Aufstand niederzuschlagen. Er gelobte, die schönste Kirche der Erde zu bauen, wenn er des Aufstandes Herr werde. Dies geschah und er hielt Wort. Die zwei berühmtesten Architekten machten die Pläne, und in sechs Jahren schon stand der Wunderbau da. Justinian stand selbst auf die Gerüste, arbeitete mit, feuerte die Arbeiter an und belohnte sie. 40,000 Pfund Silber, das Erträgnis eines ägyptischen Tributes, wurden verwendet, um Hochaltar, Kanzeltreppe und Kanzel auszuschnitzen. Der Hauptaltar war ein Weltwunder. Darüber ruhte eine Kuppel mit Kreuz

aus massivem Golde im Gewichte von 250 Pfund. Sie wurde getragen von vier aus Gold und Silber bestehenden Säulen mit eingelegten Perlen und Diamanten.

Als die Türken Konstantinopel angriffen, flüchteten sich Greise, Weiber und Kinder in die Sophienkirche; aber die wilden Horden der Janitscharen erschienen bald bei den geschlossenen Portalen, schlugen sie mit schweren Arthieben ein, stürzten in das Innere, richteten unter den 60,000 Flüchtlingen ein grauenhaftes Blutbad an und raubten die Kirche aus. Da erschien ihr schwermütiger, schweigsamer Sultan Mohammed II. hoch zu Ross, ritt zum Hochaltar über zahllose Leichen hinweg, schlug sein Schwert an eine Porphyrsäule und rief: „Allah sei gepriesen!“

Bei der Verwandlung der Kirche in eine Moschee wurden die herrlichen Gemälde, die die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu Christi darstellten, mit Kalkmilch übertüncht, in den Zwischeln ungeheure Schilder mit 9 Meter langen Buchstaben von Koranversen angebracht und sämtliche Kreuze abgeschlagen. Dafür pflanzte man auf der Kuppel das Zeichen des Islams, einen riesigen Halbmond mit Stern auf.

Eine griechische Sage lautet: „Als die Janitscharen eindrangten, zelebrierte ein Prie-



Türkisches Kaffeehaus.

ster das Hochamt. Wie sich die Mörderbanden auf ihn losstürzten, verschwand er mit dem goldenen Kelche in einer Mauer. Mohammed ließ die kräftigsten Handwerker kommen und alle Brechinstrumente anwenden, umsonst. Die Mauer blieb fest. Sie wird sich von selbst wieder öffnen, wenn die Christen einst wieder im Besitze Konstantinopels sein werden und auf der Kuppel das Kreuz abermals tront. Dann erscheint der Priester, begrüßt die Menge mit dem Kelche und liest die unterbrochene Messe zu Ende.“

In mohammedanischen Landen muß man mit dem Reden und Fragen vorsichtig sein. Ich begab mich mit meinem Führer in die Sophienmoschee, zog nach Vorschrift über meine Schuhe eine Art Pantoffeln und kam von Galerie zu Galerie, wo mich jeweilen wieder ein besonderer Führer empfing, damit ich die Trinkgelder los würde. Ich fragte einen solchen, warum er eine grüne Binde um seinen weißen Turban trüge. Er antwortete, er hätte den Hadsch, die Wallfahrt nach Mekka, gemacht, wäre also ein Hadshi. Auf meine weitere Frage, ob er per Land nach Mekka

gereizt oder aber bis zum Hafen von Dschiddah gefahren sei, stürzte ein von mir unbeachtet gebliebener türkischer Schlosser, der sich an einem Geländer zu schaffen gemacht hatte, auf mich zu, fletschte förmlich mit den Zähnen und gestikulirte mit Hammer und Zange vor meinem bedrohten Schädel, als ob er ihn einschlagen wollte. Sofort flüchtete sich mein Dragoman mit mir ins Freie und erklärte mir, daß man nie mit einem Türken über religiöse Dinge — und dann noch in einer Moschee — sprechen dürfe.

Um gleich von meinen Erfahrungen noch eine zu erzählen, mag folgende beigefügt werden: Ich sah in einem griechischen Laden Photographien von höheren türkischen Staatsbeamten und Militärs ausgestellt. Da begab ich mich in denselben hinein, kaufte einige Bilder und fragte: „Haben Sie nicht auch ein Bild des Sultans?“ Da sah ich, wie die erschrockenen Ladendiener vor Entsetzen erstarrten und fühlte, wie mir der Führer in wenig respektvoller Weise einen Puff gab. „Wissen Sie denn nicht, daß sich der Sultan nach dem Koran nicht abbilden, also auch nicht photographieren lassen darf?“ raunte er mir ins Ohr. „Zahlen Sie schnell.“ Das tat ich verblüfft. Als wir auf der Straße waren, erklärte der Dragoman: „Wenn ein türkischer Polizist Ihre Frage gehört hätte, wären Sie sofort abgefaßt worden. Das ist Majestätsbeleidigung.“ Ich begriff nur nicht, warum sich die andern Türken, die doch auch Islamiten waren, nach dem Koran doch hatten abbilden, photographieren lassen dürfen.

Die heutigen Türken stellen ein buntes Gemisch aller möglichen Rassen vor. Sie stammen von den eigentlichen Türken, dann von Griechen, Armeniern, Kurden, Persern, Arabern, Tscherkessen, Lazen, Georgiern, Slaven zc. ab. Die Osmanen lieben eine sitzende Lebensweise, zeigen eine angeborene Trägheit und glauben an eine Vorherbestimmung des Menschen durch ihren Gott Allah (Fatalismus). Niemand kann das über ihn verhängte Schicksal (Fatum) ändern. Dieser Glaube hat die bösesten Folgen. Der strenggläubige Mohammedaner kann mit unterschlagenen Beinen unter einem Baume sitzen und dem Brande seines Hauses zusehen. „Wenn Allah will, daß Frau und Kinder verbrennen, kann ich lange retten wollen; es nützt doch nichts. Wenn Allah aber will, daß sie nicht verbrennen, so kommen sie heil aus dem Feuer heraus, wenn ich mich auch nicht rühre.“ So denkt der brave Islamit. Traurig ist es auch, wenn man sieht, wie die armen Kinder totaler Blindheit

entgegengehen. Bei beginnender Augenkrankheit wird nichts gemacht. „Wenn Allah mein Kind blind haben will, nützt ärztliche Hilfe doch nichts“, denkt der koranstarke Türke. Es darf indessen bemerkt werden, daß in neuerer Zeit, namentlich auch seit dem Aufkommen der Jungtürken, mehr Aufklärung verbreitet und eher ein gebildeter Arzt gesucht wird.

Die Osmanen erreichen bei ihrer Teilnahmslosigkeit und ihrem Gleichmut, der alle heftigen Gemütsbewegungen vermeidet, meist ein hohes Alter. Der Türke ist in seiner Naturanlage gutmütig und bieder. Er prüft lange und urteilt spät. Er ist mutig und aufopferungsfähig. Seine

Gefinnungen weiß er klug zu verbergen. Er ist mitleidig gegen seine Glaubensgenossen; Tiere kann er nicht quälen. Er ist kein Freund der Jagd, weil man da Tiere tötet. Die vielgeliebte Bequemlichkeit mag aber da ein Mitgrund sein. Er kann die Vögel nicht gefangen sehen. Herumziehenden Armeniern kauft er die Käfiginassen ab und läßt sie fliegen. Gegen die Untergebenen ist er gütig und rücksichtsvoll. Sie müssen nicht zu rasch und zu viel arbeiten, weil er diese Schrecknisse auch nicht kennt.

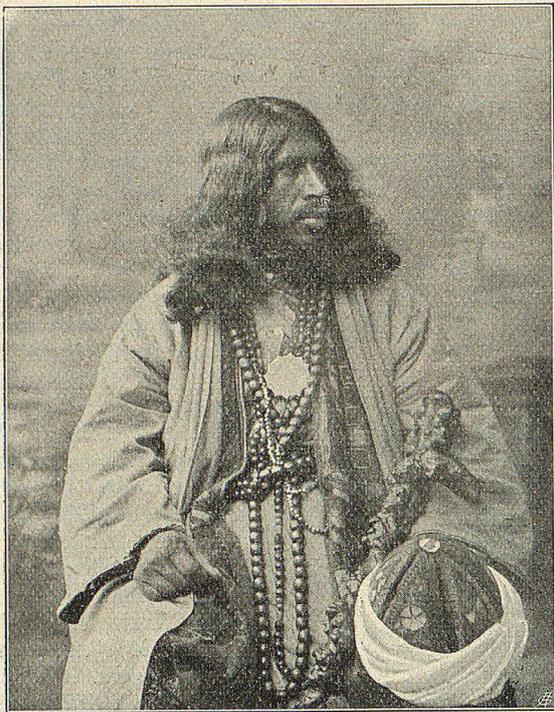
Schon der Knabe zeigt eine gewisse Gravität und Würde. Die Türken sind zu stolz, mehr zu arbeiten, als zu ihrem Lebensunterhalte nötig ist. Was wir als Schläffheit und Trägheit bezeichnen, nennt der Osmane Genügsamkeit und Gottvertrauen. „Wir sind bessere Christen, als ihr Europäer“, sagt er zu uns. „Jesus Christus lehrte euch:

Sorget nicht für den kommenden Tag zc. Sehet die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache; sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernährt sie doch. Dennoch jagt ihr nach Geld und Gut und bekommt nie genug.“ Man kann leider nicht sagen, daß da der Türke so ganz unrecht habe.

Der Islamit muß täglich fünfmal beten. Da steigt der Imam oder Muezzin oder Gebetsausrufer auf die Galerien der schlanken Minarets, hält die flachen Hände gegen die Ohren und ruft mit klarer, sonorer Stimme die Gläubigen zum Gebete. Und sie gehorchen. Der Mohammedaner geht zur Moschee oder er betet in der Werkstätte, in der Wohnung, auf dem Trottoir, am Wasser, auf einem freien Platze, im Hofe, im Kaufladen. Dabei breitet er seinen Gebetssteppich aus, wendet das Gesicht gegen die heilige Stadt Mekka in Arabien, wirft sich auf die Erde, macht Bewegungen wie bei Freübungen und läßt sich in seiner Andacht durch niemand stören.



Melonen-Verkäufer.



Heulender Derwisch. Bettelorden.

Im Handel ist der Türke ehrlich, denn der Koran lehrt: „Betrüget niemand; messet richtig und wäget mit Billigkeit“. Die vielen Almosen werden im Namen Allahs gegeben. Die zahllosen Straßenhunde und auch die herrenlosen Katzen werden von den Türken gefüttert. Vor ihren Häusern graben sie Töpfe ein und füllen sie mit Wasser, damit diese Tiere trinken können. Auf der Marmorplatte, die des Türken Grab bedecken wird, läßt der Türke eine Höhlung ausmeißeln, damit die Vögel des Himmels nicht dürsten müssen.

Obwohl der Koran dem Gläubigen bis zu vier Frauen gestattet, ist doch die Monogamie, die Ehe mit einer Frau, das gewöhnliche. Der Türke verheiratet sich mit 17 bis 18 Jahren. Ist die Ehe kinderlos, so kann er seine Frau entlassen, muß aber für sie sorgen. Zur Ehescheidung braucht's für den Mann sehr wenig. Das Wort: „Ich entlasse Dich“ genügt. So ist denn die Stellung der Frau sehr untergeordnet. Sie ist bis zu einem gewissen Grade Sklavin. Beständig sitzt die vornehme Türkin im Harem, in der Frauenabteilung des Wohnhauses, führt ein müßiges Leben, schaut durch vergitterte Fenster, nascht Süßigkeiten und läßt sich durch Dienerinnen etwas vortanzen.

Der Knabe ist weit mehr geachtet als das Mädchen. Er wird verzogen, verhätschelt, überfüttert und dadurch in seiner Gesundheit geschwächt. So ist denn auch die Sterblichkeit bei den Knaben sehr groß. Ist der Knabe 10—12 Jahre alt, so verläßt er nach und nach den Haremlik und geht in die andere Abteilung des Wohnhauses, in den Selamlık, wo sich der Herr Papa mit den ältern Söhnen befindet. Geht der Hausherr zu seinen Frauen, so müssen sie aufstehen und dürfen sich erst niedersetzen, wenn er gütigst ein Zeichen gibt. Die Frau muß ihren Gatten „Patron“ nennen; selbst die Kinder haben manchmal keinen Vater,

sondern nur einen Patron. Nie wird der Türke seine Frau am Arme führen, mit ihr in ein Vergnügungslokal gehen oder mit ihr in derselben Droschke fahren. Das ist unter seiner Würde. Männer und Weiber sind immer getrennt. Ja im Tode noch findet diese ängstliche Scheidung statt. Die Frauen haben ihre besondere Ruhestätte, ebenso die islamitischen Herren der Schöpfung.

Ich ärgerte mich immer, wenn ich im Straßenbahnwagen die fetten Türken auf den Sitzen sich breit machen sah, während die Frauen in einer besondern, engen Abteilung dicht beisammen standen. In die gleiche Stimmung geriet ich, wenn ich die türkischen Damen bei einem Schiffswartplatz mit zarter Hand eine unendlich unsaubere Emballage zurückerheben sah, um in eine Art „Wartesaal“ einzutreten, während sich die „Patrone“ in einem anständigen Raume versammeln konnten. So findet denn hier zwischen Mann und Frau absolut nicht der Verkehr statt, wie im Abendlande. Nie wird der Vater mit der Mutter über Entwicklung, Gesundheit, Berufswahl eines Kindes sprechen. Die Frau ist eben einzig dazu da, das Genußleben des Meisters zu erhöhen, wurde sie doch gewöhnlich zu einem mehr oder weniger hohen Preise erstanden.

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir uns nun der türkischen Metropole nähern. Als ich nach Konstantinopel fuhr, fiel mir auf, daß sich die Stationsvorstände in der Nähe der Hauptstadt so viele Hunde halten konnten. Diese Tiere sprangen bei ankommendem Zuge an die Wagen heran und bekamen von den Reisenden zu fressen. Auf meine verwunderte Frage beehrte mich ein Passagier, daß dies alles herrenlose Hunde wären und ich in der Hauptstadt selbst gegen 100,000 solcher zu sehen bekäme. In der Tat geben diese Hunde Konstantinopel ein ganz eigentüm-



Türkische Dame.

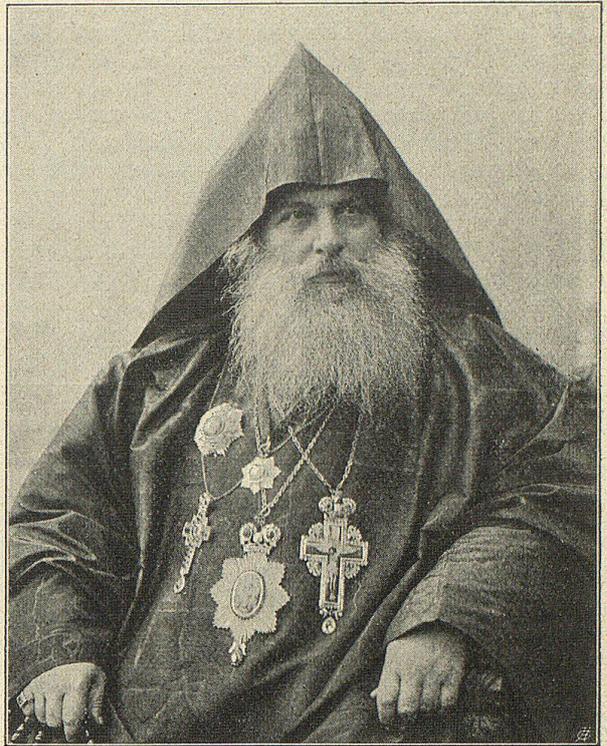
liches Gepräge. Sie liegen auf der Straße, auf den Trottoirs, in Löchern, bei den Häusern, Fleischerläden, auf öffentlichen Plätzen in Rudeln von 6, 8, 10, 18 Stück beisammen. Sie hemmen den Verkehr und erschrecken den auf sie tretenden Passanten. Da kommt eine Equipage. Umsonst knallt der Kutscher mit der Peitsche; umsonst warnt er die mitten auf der Straße liegende Hundefleischmasse. Die Tiere rühren sich erst, wenn die Pferde im Begriffe sind, ihnen die Hufe auf den Leib zu setzen. Dann kriechen sie langsam und bequem zur Seite, als hätten sie reichlich Zeit gehabt zu entfliehen. Man sieht daher auch viele überfahrene oder verwundete Hunde, obwohl sich die Kosselener alle Mühe geben und geben müssen, kein Tier zu verletzen. Aber der Türke tötet den halbtoten Liebling nicht. Er kommt mit einer Schaufel und stößt ihn sanft zum Rand der Straße, wo er dann sein so nützliches und kostbares Leben aushauchen kann.

Jede Straße ist von einer gewissen Anzahl Hunde besetzt. Kein anderer darf sich hineinwagen. Er würde sofort totgebissen. An der Grenze zweier zusammenstoßender Straßen sind die Hüter. Sie schlafen buchstäblich nur mit einem Auge. Kommt ein Nachbar in frecher Weise zu nahe heran, so fangen sie an zu kläffen und werden sofort von der ganzen Gesellschaft unterstützt. Aber die Freunde der Vordringlinge in der andern Straße rühren sich auch, kommen heran und wagen sich etwa zu weit vor. Dann gibt es eine fürchterliche Balgerei, nach welcher häufig Schwerverwundete und Tote auf dem „Schlachtfelde“ liegen.

Diese Hunde sind die Straßenreiniger Konstantinopels. Alles freffen sie zusammen: Aas, Kot, Abfälle jeder Art.



Orientalische Tänzerin.



Armenischer Bischof.

Was sie zerbeißen können, freffen sie auch. Sultan Mahmud wollte einmal mit der Hundewirtschaft aufräumen und ließ die Tiere alle auf eine Insel des Ägäischen Meeres bringen. Aber da sahen bald nachher die Straßen Konstantinopels so fürchterlich aus, daß er die Hüter der Reinlichkeit wieder kommen lassen mußte.

Wie kam die Metropole am Goldenen Horn zu dem seltsamen Hundereichtum? Als die Türken aus Persien vor den Mongolen flüchten mußten, sich selbst auf ein Volk nach dem andern stürzten und ein Volk nach dem andern unterwarfen, hatten sie viele Aufstände und Ueberfälle zu unterdrücken und abzuweisen. Ihnen folgten beständig die asiatischen Schakale; sie bekamen die Abfälle aus den Lagern der Krieger, wurden immer zutraulicher, schloffen immer näher bei den Zelten und fingen an zu kläffen, sobald sich jemand dem Lager näherte. So gab es aus diesen Vierfüßern die besten und zuverlässigsten Schildwachen der Türken. Sie wurden daher immer mehr geschätzt und zuletzt nach Europa hinübergenommen. Dort gab es mit europäischen Hunden Bastarde, und das sind eben die heutigen Straßenputzer Konstantinopels.

Nachdem wir nun genugsam über die herrenlosen Hunde gestolpert sind, wenden wir uns hinauf zur Moschee von Sultan Achmed I., die auf den Fundamenten des byzantinischen Kaiserpalastes ruht. Sie ist eine Art Hofmoschee; denn in ihr werden die größten Feste, namentlich der Geburtstag des Propheten und das Weiramsfest, gefeiert. Die heilige Karawane, die alljährlich nach Mekka aufbricht, bringt die letzte Nacht hier zu. In der Moschee wird dann die ganze Nacht gebetet, während die Reit- und

Rasttiere bis zum Morgen in dem ungeheuern Hofe liegen. Als der Erbauer sein herrliches Werk mit sechs Minarets umgab, sagte der Höchste der mohammedanischen Geistlichkeit, der Scheich ül İslam, zu ihm: „Die heiligste Moschee, die in Mekka, hat nur sechs Minarets. Entweder mußt Du hier eines niederreißen oder in Mekka ein siebentes aufbauen. Denn eines muß doch die Moschee in Mekka mehr besitzen.“ „Es wird keines niedergerissen“, antwortete der Sultan und führte in Mekka das siebente Minaret auf.

Den Gipfelpunkt osmanischer Baukunst stellt die von dem berühmten türkischen Baumeister Hinan erstellte Moschee von Suleiman dem Prächtigen vor. Auf weiter Esplanade breitet sich das riesige Bauwerk aus, dessen von Platanen und Zypressen beschatteter Außenhof allein sieben Fucharten umfaßt.

Die reiche Kirche der heil. Euphemia in Chalcedon und Justinians prunkvoller Kaiserpalast mußten zu diesem Bau das Material liefern. Vorhof und Hauptbau zeigen die edelsten Verhältnisse und das kostbarste Gestein (Marmor, Granit, Porphyr). Die weit hin sichtbare Kuppel steigt noch fünf Meter höher hinauf, als die von Christen erbaute Sophienmoschee, worauf die Türken nicht wenig stolz sind. Auf der Galerie unter der Kuppel hört man jedes, auch im entlegensten Teil der Moschee gesprochene Wort.

Im Innern sind die Wände und Pfeiler mit farbiger Marmortäfelung bekleidet. Die Gebetnische ist mit persischen Fayenceplatten ausgelegt, und die sie umgebenden Fenster sind mit ausgezeichneten Glasmalereien ausgestattet. Von den Decken, an welchen die Kronleuchter befestigt sind, hängen Straußeneier, Elfenbeinzähne und anderer Zierrat herunter, „und die Totalwirkung des Innenraumes ist von einer wahrhaft bezaubernden Schönheit, Klarheit, Luftfülle und Farbenstimmung.“

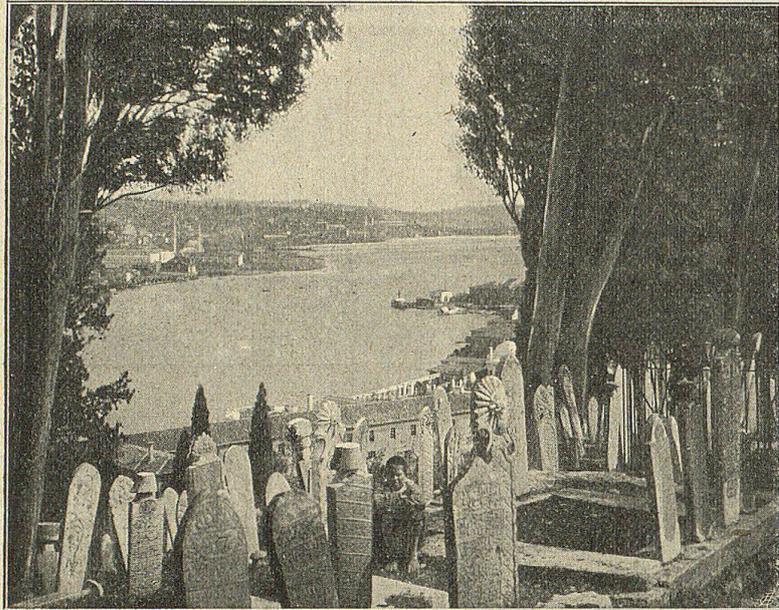
Doch verlassen wir nun solche heilige Stätten und gehen wir an einen Ort hin, wo es sehr weltlich zugeht, nämlich zum Großen Bazar. Dieses Labyrinth von überwölbten Gassen und Abbiegungen, gleichsam eine Stadt für sich, liegt zwischen dem Goldenen Horn und dem Marmarameer. Im Halbdunkel erkennt da der Käufer, nicht gerade zu seinem Nutzen, oft die Waren nicht recht. Berechnende Juden, schlaue Perser, geriebene Griechen, raffinierte Armenier und graubärtige Türken haben da ihre Artikel ausgelegt. Die 3248 Verkaufsbuden gehören 2613 verschiedenen Firmen an, die sich durch eine aufgehängte Merk-

würdigkeit (Straußenei, Wiege, Elefantenzahn, Schiff, Schirm) kenntlich machen. Hier sind buchstäblich alle Produkte gewerblichen Fleißes vom Morgen- und Abendland zu haben. Die Nase wird übersatt von allen möglichen Gerüchen der Parfümerien, Früchte und Sämereien; das Auge ermattet beim Anblicke der vielen farbigen Tücher, Gewänder, Stoffe und Kunstarbeiten. Ohne Führer käme keiner aus diesem Wirrsal von Gängen und Winkeln heraus.

Jedem, der nach Konstantinopel kommt, fallen die prachtvollen Sultanspaläste auf, diese Zeugen von der maßlosen Verschwendung, die einzelne Sultane getrieben. Dazu kommt, daß im allgemeinen ein Sultan nicht in dem Palaste seines Vorgängers wohnt, sondern sich einen neuen baut. Dies aus zwei Gründen. Erstens bietet ein solcher

Palast meistens unheimliche Reminiscenzen: seidene Schnur, Schere, Revolution; zweitens will sich der Nachfolger auch verherrlichen, auch Spuren seiner Macht und seines Reichthums — oder der Kunst des Schuldenmachens — hinterlassen.

Am Bosphorus liegt der ungeheure Marmorpalast Dolmabağtſche, den der große Verschwendner Abd ul Medschid in den Fünfzigerjahren erstellen ließ. Die Fassade hat eine Länge von 650 Meter; ein prächtiger Marmorquai liegt vor ihr. Palast und Meeres-



Türkischer Friedhof in Eyub.

straße sind geschieden durch ein reizendes, duftiges Gitterwerk, ein Kunstwerk ersten Ranges, das lauter verschlungene Zweige und Blumen darstellt und den Eindruck eines enormen Spitzenvorhanges erweckt. Im Innern ist der Palast mit einem fabelhaften Reichthum ausgestattet. Einen geradezu blendenden Eindruck macht der große Tron- und Festsaal, der nur bei außerordentlichen Anlässen benutzt wird.

Dieser Palast diente dem noch viel verschwenderischeren Sultan Abd ul Afis eine zeitlang als Sitz. Da wurde er am 18. Mai 1876 abgesetzt und mit allen seinen Frauen nach dem Serai in Stambul übergeführt. Vier Tage später brachte man ihn in den von ihm erbauten Palast von Tschiraghan zurück, wo er am 4. Juni 1876 durch die Schere oder seidene Schnur sein Ende fand.

Abd ul Afis konnte doch nicht nur einen Palast von 650 Meter Front bauen, wie sein Vorgänger. So hat denn die herrliche Baute aus weißem Marmor, der Tschiraghan, 750 Meter Fassade. Er zeigt einen Reichthum der Skulpturen und einen Luxus der Ausstattung, wie kein zweiter Palast in Europa. Aber die Sultanspaläste

stehen alle leer; sie sind nur lebendig bei gewissen Festlichkeiten oder bei ganz hohen Besuchen. Sonst huscht einzig der scheue Tritt eines betroffenen Dieners oder ergrauchten Wächters durch die Riesenhallen.

Der jetzige Sultan wohnt im Yildiz-Kiosk, einer enormen Anlage mit Palästen, Gärten, künstlichen Grotten, Brücken, Wasserfällen, einem künstlichen See, einer Anlage mit Museum, Theater, Haremsgemächern, Gewächshäusern, Marställen, Reitbahnen, Parks und Kiosks. Das Ganze ist von hohen Mauern umgeben und wird streng bewacht.

Beim Hauptportal erhebt sich die von Abd ul Hamid erbaute Moschee, in welcher er freitags das Selamlık, d. h. seinen Gottesdienst, abhält. Eine Unmasse von Militär wird aufgeboten und die Straße mit Sägemehl bestreut

und von jedem Steinchen gesäubert. Es ertönt eine Fanfare. Unter den Klängen der Palastmusik kommt ein langer, glänzender Zug von besternten Hofbeamten, „umfangreichen“ Würdenträgern und elegant gekleideten Prinzen. In glänzendem Galawagen, von prächtigen Pferden gezogen, erscheint der schwächliche, blasse Sultan, einen eng

zugeknöpften schwarzen Rock und einen einfachen Jes tragend. Sobald er beim eigentlichen Eingang zur Moschee

angelangt ist, schweigt die Musik und tausendstimmig tönt ihm von den Truppen entgegen: „Lang lebe der Padischah!“ Auf den Sultan folgen dicht verhängte Equipagen, in welchen sich die bevorzugten Frauen des Herrschers befinden. Der Sultan geht allein mit dem Scheich ul Islam, dem obersten Priester der gesamten mohammedanischen Geistlichkeit, zum Gebet, das 25 Minuten dauert, in das Haus Allahs hinein. Bei seiner Rückkehr fährt er rascher, läßt er traben, und es macht dann einen köstlichen Eindruck, wenn die behäbigen, dickbauchigen Großen links und rechts und hinter seiner Equipage ein Stück weit mitspringen müssen.

Abd ul Hamid II. hat seine Ausgaben seit den Aenderungen in der Türkei etwas eingeschränkt. Es war wahrhaftig in dem armen Lande, das so reich sein könnte, auch nötig. Ein ungeheurer Troß von Beamten und Höflingen sog vom Hofe. Der türkische Kalender gibt folgenden Bestand an:

1 Palaismarschall, 1 Groß-Eunuch, 1 Direktor der Ausgaben, 8 Kämmerer, 1 erster Sekretär, 1 zweiter Sekretär,

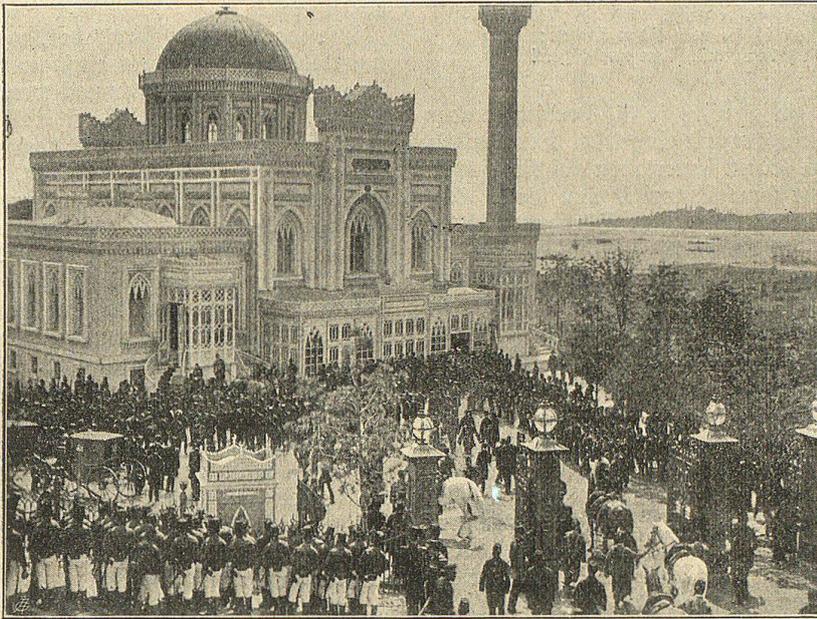
23 andere Sekretäre, 1 Groß-Zeremonienmeister, 3 Zimams, 2 Privatkassiere, 1 Verwalter des kaiserlichen Schatzes, 1 Chef der geheimen Polizei, 3 Dekonomen, 1 Arrangeur der kaiserlichen Paraden, 1 Chef der Edelknaben, 1 Oberst-Stallmeister, 1 Oberst-Tornmeister, 1 Oberst-Eischmeister, 1 Oberarzt, 30 weitere Aerzte, 1 zweiter Eunuchchef, 1 erster Garderobier, 1 Chef-Friseur, 1 Chef-Vorkoster (dieser muß vor dem Sultan von allen Speisen etwas voressen, damit der Meister sicher ist, nicht vergiftet zu werden), 1 Direktor der Vergnügungen, 2 Ober-Küchenmeister, 1 Chef-Astrolog, 21 Marschall-Adjutanten, 125 Ehrenadjutanten, 133 aktive Adjutanten.

Nun bedenke man, daß diese Leute fast alle wieder einen ganzen Stab von Unterbeamten haben, und dann wird

man verstehen, daß der Hof jedes Jahr 110 Millionen Franken verschlang, herausgeschlagen aus einem besitzlosen, mit Steuern gedrückten Volke.

Daß Sparen nicht gerade die starke Seite der Sultane war, mögen folgende Tatsachen beweisen. Unter Abd ul Medschid und Abd ul Afis waren die Staatsschulden in den Jahren 1854 bis 1874 auf 5570 Millionen

Franken angewachsen. Daher mußte die Pforte am 6. Okt. 1874 den Bankrott er-



Gang des Sultans zur Moschee.

klären. Sechs Jahre lang zahlte sie keine Zinsen. 1881 kam dann ein Abkommen zustande, nach welchem die türkische Regierung ihren Kreditoren gewisse Staatseinkünfte und Einnahmequellen überwies. Dabei verzichteten die Gläubiger dieses zuverlässigen Staates auf die Hälfte ihrer Forderungen — bei solchen Geschenken kann man schon prächtige Palastbauten auführen — und erhalten nun für die andere Hälfte einen ganzen Prozent Zins.

Weil viele Türken das Ende ihres europäischen Besitzes voraussehen, lassen sie sich in Stutari, also auf kleinasiatischem Boden, beerdigen. Dort ist ein ungeheurer Friedhof, ein riesiger Zypressenhain von einer Stunde Länge und einer halben Stunde Breite. Die ihn durchschneidenden Wege werden als öffentliche Straßen benutzt. In den Gipfeln der Zypressen nisten wilde Tauben. Alle Grabsteine und Säulen bestehen aus weißem Marmor; alle Schriften sind erhaben, nicht in den Stein eingehauen. An einer Ecke ruht eine Kuppel auf 6 Marmorsäulen. Da liegt das Lieblingspferd von Sultan Mahmud begraben. — Die Kopfsteine der Männer und Knaben endigen in

einen Turban oder Jes. Sitzt er nicht auf der Spitze der Säule, sondern etwas seitwärts, so ist der an dieser Stelle Ruhende enthauptet worden.

Die Steine tragen häufig sehr sinnige Inschriften. Hier einige Beispiele:

1. Zur Welt kam eine Nachtigall;
Sie zog nach allen Seiten hin,
Durchstrich mit Lust den Weltpalast
Und flog als Schmetterling davon.
2. Alle Reiche geh'n zu Grunde;
Aller Menschen harrt die Stunde.
Ihn allein, den All-Lebendigen
Kann die Zeit, der Tod nicht bändigen.
3. Ach, meine Tochter, ach! Sie flog ins Paradies,
Indem der Mutter sie den Schmerz der Trennung ließ.
Denk' an die Tote; hebe zum Gebet die Hände,
Daß man sich einst zu deinem Grab auch betend wende.
4. Der Todessturm, er blies der Rose ins Gesicht;
Die zarte Knospe, sie erblühte nicht.
In frischer Jugend sah ich sie nach Eden fliegen;
So wollt' es Gott, ich kann mich ihm nur fügen!

Das ganze türkische Reich wird in 36 Provinzen oder Wilajets oder Verwaltungsbezirke eingeteilt. Der Sultan oder Padiſchah gilt bei seinen Untertanen als Nachfolger des Propheten und hat seine Autorität von Gott. Als oberster Kalif ist er gleichzeitig geistliches Oberhaupt aller Mohammedaner. An der Spitze jedes Wilajets steht ein Wali oder Generalgouverneur. Jeder Verwaltungsbezirk wird wieder in vielfacher Weise geteilt. Die Unterbeamten oder Beys haben dem Wali bestimmte Beträge an Steuern abzuliefern, damit er seinen Verpflichtungen gegen den Sultan nachkommen und vor allen Dingen auch seine Taschen füllen kann. Dafür sind dem Beamten alle Mittel erlaubt, die Steuern einzutreiben. Daß unter einem solchen System in erster Linie die Christen zu leiden haben, ist selbstverständlich. Aber auch die eigentlichen Türken werden bis aufs Blut ausgefogen. Ein Bulgare schildert die Zustände in folgender Weise: „Wir wollen nur ein menschenwürdiges Dasein. Wir wollen nicht immer nach Willkür ausgefogen werden. Eine Besserung wird nur eintreten, wenn alle Beys über die Klinge springen müssen. Dies sind die eigentlichen Herren der ländlichen Bezirke. Recht und Gesetz treten sie mit Füßen. Wehe dem Bauer, der sich gegen den Bey seines Dorfes auflehnte, der sich weigerte, ihm mit seinem Pferde oder Ochsen Frondienste zu leisten, der es sich nicht zur Ehre anrechnete, ihm seine Frau oder Tochter zur Verfügung zu stellen, falls es diesen Herrn darnach gelüſten sollte.“

So haben wir denn auf der Balkanhalbinsel beständig Unruhen. Allein die Christen erheben sich nicht nur gegen die Türken, sondern geben auch unter einander ein böses Beispiel von Uneinigkeit und Fanatismus. Am schlimmsten erging es den Armeniern hinten in Kleinasien. Weil sie sich zu verschiedenen Malen erhoben, sich um Hilfe an die europäischen Großmächte wandten, ihre wiederholte Intervention herbeiführten, in Konstantinopel selbst demonstrierten und den Sultan und seine Religion beschimpften, wurden unter ihnen grauenhafte Blutbäder angerichtet. Die Armenier behaupten, die türkische Regierung habe direkten Befehl gegeben, ihr ganzes Volk zu vernichten. 130,000 Menschen wurden hingeschlachtet; 480,000 Waisen irrten in Feldern und Wäldern umher. Kleine Kinder wurden als Spielbälle an vorgehaltene Bajonette geworfen.

Frauen und Töchtern goß man Petroleum ins Haar und zündete sie an; den Wehrlosen wurden die Augen ausgestochen und Zunge und Ohren abgeschnitten. Kirchen, in welche sich die Armenier flüchteten, übergoß man mit Petroleum und zündete sie, ohne einen einzigen Menschen herauszulassen, an. Und das alles am Ende des vorigen Jahrhunderts im Angesichte des „christlichen“ Europas. Grauenhafte Banden wurden auf das arme Volk losgelassen, wie Kurden, Tſcherkessen, Irreguläre und Arnauten. Die Aufgabe, ein Volk zu vernichten, war natürlich diesem Auswurf der Menschheit ein gefundenes Mahl. Es muß gesagt werden, daß die armenischen Kaufleute wegen ihrer Unredlichkeit und Unzuverlässigkeit nirgends Sympathie finden; allein die armen Hirten, Bauern, Witwen, Waisen, Tagelöhner weit hinten im Lande vermögen sich dessen nichts.

Die sog. „Hohe Pforte“ hat, wie wir früher gesehen, unendlich viel von ihrer einstigen Macht und Herrlichkeit eingebüßt. So bleibt nur noch wenig von der europäischen Türkei, nachdem das Messer überall an den welkenden Leib angeſetzt wurde. Aber es ist noch genug übrig geblieben, um im Falle einer „Aufteilung“, sagen wir ehrlich, im Falle einer Verteilung, einen europäischen Krieg zu entzünden. Daher ist die Türkei der Wetterwinkel Europas. Es wäre eben schwer, jeder Großmacht ein Stück Braten in der gewünschten Größe und Lage zu verabfolgen. Hoffen wir, daß sich das Regiment der Jungtürken stark und kräftig genug erweise, um jede Einmischung als unnötig erscheinen zu lassen. Gönnen wir den Türken gerne ihren Besitz, wenn sie die Willkür, das bisherige Verwaltungssystem zu brechen vermögen und wenn sowohl sie, als auch die Angehörigen eines andern Glaubens glücklich und des Lohnes ehrlicher Arbeit sicher in dem sonst so reich gesegneten Lande zu leben vermögen. Das wäre den Türken aufrichtig zu gönnen; denn im Grunde genommen sind sie die ehrlichsten Orientalen, die dortigen Christen nicht etwa ausgenommen.

Es möge also der türkische Rest der Balkanhalbinsel einer bessern Zukunft entgegengehen; denn der Boden da unten hat wahrlich schon Blut und Grauel genug gesehen. Ein Herrscher des albulgarischen Reiches, Krum, der von 802—815 auf dem Thron saß, machte im Jahr 811 den byzantinischen Kaiser mit seinen sämtlichen Feldherren und Kriegern bis auf den letzten Mann nieder, ließ den Kopf seines Gegners in Silber fassen und trank daraus seinen Großen zu. Aber es folgte eine fürchterliche Rache. Als der Kaiser Basil im Jahr 1019 die entscheidende Schlacht gegen die Bulgaren gewonnen hatte, ließ er von den 15,000 Bulgaren, die er gefangen genommen, 14,850 blenden, den übrigen 150 aber je ein Auge ausstechen, und jeder der letzteren mußte dann hundert aneinander gefesselte Blinde in die Heimat zurückführen. So ging es auf dem Balkan schon vor der eigentlichen Türkenzeit zu.

Bekannt ist die Freundschaft von Kaiser Wilhelm II. für Abd ul Hamid II. Noch keinem Monarchen hat der Sultan ein solches Zutrauen geschenkt, wie dem Beherrscher des deutschen Reiches. So war denn seinerzeit dessen Empfang in Konstantinopel großartig. Für die Kaiserin soll der Sultan in Brussa extra ein Bett im Kostenaufwande von 2½ Millionen Franken haben erstellen lassen. Wenn es auch etwas weniger kostete, so konnte man doch jedenfalls

darin schlafen. Die Sympathie von dem christlichen Herrscher zum Beherrscher aller Gläubigen wurde dem erstern vielfach übel genommen. Allein Deutschland hat eben Interessen in Kleinasien, ist beteiligt bei den anatolischen Eisenbahnen und wird auch mitwirken beim Bau der Bagdadbahn.

Nachschrift. Seit ich das Vorige schrieb, ist viel, unfaßlich viel gegangen. Ferdinand von Bulgarien hat den ersehnten Königstitel bekommen; Bosnien und die Herzegovina sind trotz dem Kriegslärm der Serben und dem eigentümlichen Spiel Rußlands östreichisch-ungarische Provinzen geworden; die Jungtürken wurden Meister und zwangen den Sultan zum Erlaß einer Verfassung. Der Sultan machte gute Miene zum bösen Spiel, tafelte neben seinen gefährlichsten ehemaligen Feinden, verkündete Freiheit und allgemeine Duldsamkeit und schenkte große Werte und Summen dem Staate. Daneben beschwor der alte Intrigant die Reaktion herauf, ließ durch ihm ergebene Kreaturen in Uniform das Beratungsgebäude für die Ver-

fassung umzingeln und schickte Hunderte von jungtürkischen Offizieren in den Tod. Allein diese Neuaufgabe eines Nero und Caligula machte die Rechnung ohne den Wirt. Von Saloniki und Adrianopel zogen die Jungtürken mit ausgezeichneten Offizieren an der Spitze heran, hielten brillante Mannszucht, enttronten den Sultan, machten seinen jüngern Bruder als Murad V. zum Herrscher, führten Abd ul Hamid als Gefangenen nach Saloniki und vollzogen an den Veräthern Hinrichtungen. Während dieser Zeit fanden im nördlichen Syrien grauenhafte Armenierschlächtereien statt, und es sollen ganz sichere Beweise dafür vorhanden sein, daß Abd ul Hamid vor seinem „Herrschende“ noch ein allgemeines Christengemetzel in Konstantinopel heraufbeschwören wollte. Hoffen wir, daß sich die Jungtürken halten können, daß sie der Geistlichkeit und der Alttürken Meister werden, daß Gesetz und Verfassung respektiert werden und so die Türkei zum Rang gut regierter europäischer Staaten vorrücke. Dann wird Europa um eine Sorge leichter und das Wort „Wetterwinkel“ nur noch eine geschichtliche Bedeutung haben.

Der verhängnisvolle Ring.

Erzählung von Fr. Rydegger.

In der Mitte eines fruchtbaren Tälchens, rings umgeben von stattlichen Obstbäumen, breitet sich der Eichenhof aus. Dieses Bauerngut ist das schönste und einträglichste weit herum, und der Besitzer zur Zeit unserer Erzählung war ein gemachter Mann und galt als der reichste Bauer in der Umgegend.

In seinen jungen Jahren war er zwar nur ein arm Knechtlein gewesen. Aber mit des Eichenhofhansens einziger Tochter hatte er, nebst einem wahrhaftigen „Schübel“ Gültbriefen, auch ihren väterlichen Hof erheiratet.

Nicht lange war konnte sich Sami seines glücklichen Ehestandes freuen. Die Gattin wurde von einem zehrenden Fieber ergriffen und nach kaum einem Monat lag sie kalt und bleich auf dem Todebette, dem unglücklichen Gatten, der sich in unbeschreiblichem Schmerz fast wie ein Sinnloser geberdete, ein wunderliebliches Mädchen zurücklassend, das ihnen kaum zwei Monate zuvor geboren war.

Vor ihrem Tode hatte er seinem Weibe versprochen, nicht wieder zu heiraten, dem Kindlein z'lieb, und er hielt auch Wort.

Zur Pflege und Obhut seines Mädchens, an dem er mit großer Zärtlichkeit hing, hatte er eine ältere, ledige Schwester in's Haus genommen, die neben der Berrichtung der häuslichen Arbeiten dem Kinde eine gute Pflege angebeihen ließ. Dasselbe nahm denn auch zu, daß es eine Freude war, und wuchs heran, wie ein jung' Bizzi, und mit dem siebenten Jahre, da es die Schule besuchte, war es schon ein großes Mädchen geworden, das der Haushälterin bereits recht viel helfen konnte in Haus und Küche.

Und ein Jahr um das andere schwand vorüber, mit Leid und Freud', und auch die Zeit kam heran, wo das Mädchen, das in der heiligen Taufe den

Namen Anna erhalten, konfirmiert wurde. Es war eine geschickte Schülerin gewesen, und der Herr Pfarrer hatte ihr einen gar b'sunderbar schönen Denkspruch gegeben.

Menneli war ein schmuck' und rührig' Mädchel und mit dem achtzehnten Jahre verstand es ganz prächtig, das Hauswesen in fester Ordnung zu halten und stramm zu regieren, da die alte Tante dessen nimmer fähig war.

Kein Wunder deshalb, wenn es sich bald der vielen ländlichen Ambeter fast nicht zu erwehren vermochte und an den Tanzsonntagen oft beinahe zerrissen wurde. Es pressierte ihm aber nicht mit dem Heiraten und mit zweiundzwanzig Sommern war es immer noch ledig.

Der Eichenhofer aber war ein altes Mannlein geworden. Die Trauer um seine frühverstorbene Gattin hatte ihn gebückt und er fühlte seinen Tod herannahen. Vorher aber hätte er noch gerne seine einzige Tochter in der Obhut eines tüchtigen Bauern und getreuen Gatten gewußt, und er redete daher Menneli zu, einem der vielen reichen Freier endlich sein Jawort zu geben. Dem aber wollte es sich noch immer nicht schicken, weil eben der rechte noch nicht gekommen war, und schon war wieder ein Jahr dahingeschwunden, als der Eichenhofer einen neuen Meistertknecht einstellte, vermöglicher Leute Kind aus einem Nachbardorfe. Dessen Vater war der Ansicht, es könne einem zukünftigen Bauer so wenig schaden, als einem Handwerker, wenn er ein wenig aus der elterlichen Kuhweide herauskomme und einige Jahre fremdes Brot esse. Darum empfahl er seinem Sohne denn auch den Platz bei dem ihm von früher her bekannten Eichenhofbauern.

Es war ein prächtiger Frühlingmorgen, als Sepp bei seinem neuen Meister auf dem Eichen-